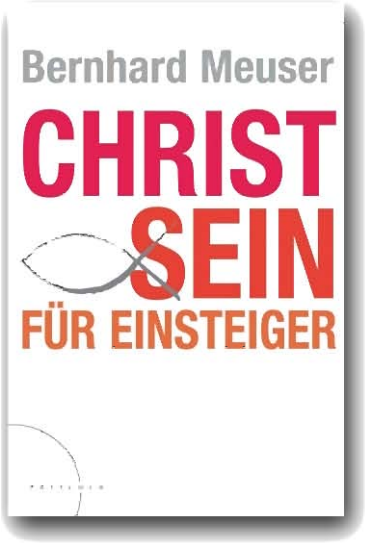


Tool 2

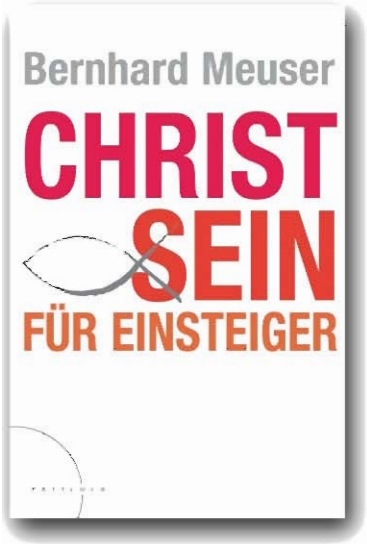
Ebenso: Den Nächsten lieben wie sich selbst

Die Nächstenliebe hat kein hohes Renommee. Eine Frau, die ich gute kenne, besucht einmal in der Woche eine bettlägerige Dame in einem Altenheim. Das ist sehr wichtig, denn die alte Dame kann sich nicht einmal selbst im Bett aufrichten. Sie freut sich wie ein Kind, wenn meine Bekannte kommt: »Diese Rose haben Sie mir vor genau einem Jahr auch mitgebracht.« »Altenheimbesuche?«, hört meine Bekannte gelegentlich. »Das wäre nichts für mich! Allein schon der Geruch!« – so als pflegte sie ein besonders exotisches Hobby. Nächstenliebe ist aber das Größte.

Der französische Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal nimmt allen denkbaren Einsprüchen den Wind aus den Segeln. Er spricht von drei Ordnungen in der Welt: Die unterste Ordnung ist das Materielle; aber schon ihr kann der Mensch in blinder Faszination verfallen. Er kann Stunden und Tage, ja sein Leben an Briefmarkensammlungen, Wohnungsinterieurs, Autos oder endlose Abfolgen kulinarischer Highlights verschwenden. Doch diese materielle Welt hat Höheres zu bieten: Sie wird unendlich überstiegen von einer zweiten Ordnung, der Ordnung des Geistes. Die großen Ideen, denen man sich verschreiben kann – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, auch Wissen, Erkenntnis, Ehre, Ruhm –, sind sie dem platt Materiellen nicht unendlich überlegen? Und doch sind die größten und edelsten Wirklichkeiten und Begriffe von Ebene zwei nichts im Vergleich mit der dritten Ordnung, der Ordnung der Liebe.

Und hier – in der Ordnung der Liebe - kommt Pascal zu einer bestürzenden, unmittelbar einleuchtenden Erkenntnis, die vorher niemand so formulierte: »Alle Körper und aller Geist zusammen wiegen nicht die kleinste Regung von Liebe auf«. Die Träne, die man einem Kind von der Wange wischt, und der Schweiß, den man einem Sterbenden von der Stirn nimmt, die Zeit, die man verschenkt. Alles dies ist unendlich größer, bedeutender, dem Göttlichen näher als Nobelkarossen, Designervillen und Luxusyachten, ja auch als Denken, Literatur, Philosophie.

Hier sind wir beim Tool »Nächstenliebe«. Dieses Tool hat eine gewaltige Kraft. Man muss es nur meditieren: Wenn ein Kind hingeht und aus Liebe mit einem geistig behinderten Kind seines Alters spielt, so leistet dieses Kind mehr, als einer, der das größte Fußballstadion der Welt baut, ja auch als einer, der einen genialen Roman verfasst und damit in die Weltliteratur eingeht. Denn das Kind operiert in Ordnung 3. Und da ist das Geringste größer als das Größte in den Ordnungen 1 und 2.

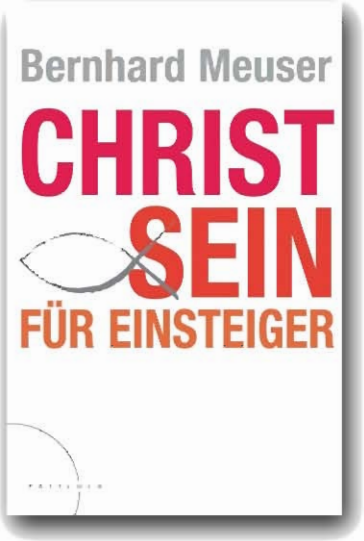


Für Sœur Emmanuelle, eine Ordensfrau, die in Frankreich etwa so populär ist wie Zinedine Zidane (und auch so temperamentvoll – Gott sei Dank spielt sie nicht Fußball), wurde die Erkenntnis des qualitativen Sprungs, der mit den fünf Worten »die kleinste Regung der Liebe« gegeben ist, zur entscheidenden Wende im Leben. Sie, die promoviert hatte und verrückt nach Wissen war, entschied sich im Alter von 65 Jahren, auf die kokelnden, typhusverseuchten Müllkippen von Kairo zu ziehen, weil dort Millionen Menschen vegetierten, bei denen diese kleinsten Regungen der Liebe gebraucht wurden wie reine Luft, Brot und frisches Wasser. Es war ihre Bekehrung in der Bekehrung. Endlich fand sie, was schon Katharina von Siena in der Nächstenliebe gefunden hatte: *»Die Liebe weint mit den Weinenden, freut sich mit den Frohen, ist glücklicher über des anderen Wohl als über das eigene.«*

Das ist befreiende Selbstvergessenheit – etwas vom Schönsten, was es auf der Erde gibt. Es gibt nun aber eine Haltung, die im Gewand der »Selbstvergessenheit« daherkommt, aber krank ist. Ich meine jene fatale Selbstlosigkeit, die man gerade bei Frauen oft antrifft. Sie zerreißen sich für jedermann – den Mann, die Kinder, die Kirchengemeinde – nur nicht für sich selbst. Manchem fällt es erheblich leichter, seinen Nächsten zu »lieben«, als sich selbst in seiner Schwäche und seinem Elend anzunehmen mit etwas Liebe, und wenn das nicht geht: mit Barmherzigkeit. Ein Christ, eine Christin müsste es wissen: *Es ist nicht erlaubt, sich nicht zu lieben.* Es ist Sünde, ein direkter Verstoß gegen Gott, der mit höchster Intensität »in love« ist mit mir, wie er »in love« ist mit jedem anderen Wesen, das er geschaffen hat.

Und auch das muss man tief meditieren: Ich bin nicht darum liebenswürdig, weil ich so toll bin – wahrhaftig nicht –, sondern weil Gott ein Auge auf mich geworfen hat, weil er verrückt ist nach mir, weil er mich so liebt, als wäre ich das einzige Wesen zwischen Himmel und Erde. Teresa von Ávila, die Mystikerin, bezeugt: *»Gott liebt uns weit mehr, als wir selbst uns lieben.«* Wie kann ich mich also selbst verachten, wo mich Gott doch unendlich liebt, obwohl ich schwach bin? Und der Dominikaner Meister Eckhart (1260–1328), auch er ein mystisch begabter Denker, gibt das Kriterium der Selbstprüfung an: *»Hast du dich selbst lieb, so hast du alle Menschen lieb wie dich selbst. Solange du einen einzigen Menschen weniger lieb hast als dich selbst, so hast du dich selbst nie wahrhaft lieb gewonnen.«*

- Verachten Sie keinen Menschen!
- Überraschen Sie Ihre nächste Umgebung mit herzlicher Aufmerksamkeit!
- Seien Sie grenzenlos wohlwollend!
- Schauen Sie sich selbst mit liebevollen Augen im Spiegel an!



Tool 26
Von der Liebe nicht lassen

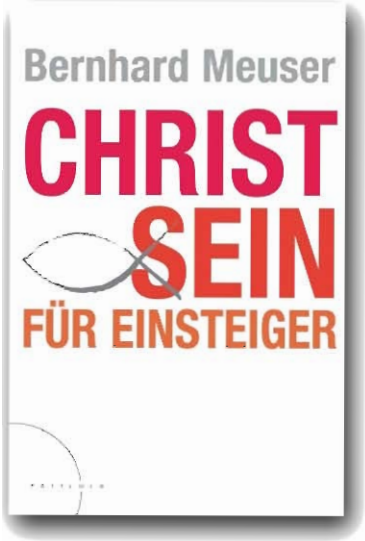
Alles hat ein Ende. Sagen wir. Unsere Geduld hat ein Ende. Unsere Gefühle haben ein Ende. Unsere Liebe hat ein Ende. Uns rutscht die Hand aus. Wir verpassen dem Kind eine Ohrfeige. Wir machen Schluss mit dem Krampf und schicken den Partner in die Wüste. Er hat es nicht gebracht, Zeitverschwendung. Wir haben die Nase voll von dem dickfelligen Mitarbeiter, der sich partout nicht an das Tempo im Team gewöhnen will. Weg mit ihm! Draußen warten hundert Bessere auf seinen Job. Jetzt ist Schluss – bei aller Liebe. Sagen wir.

Wir stellen uns die Liebe nach Art einer Batterie vor. Eines Tages sind die Ressourcen erschöpft. Wir haben nicht unendlich viel Liebe im Gepäck. Eines Tages glauben wir nicht mehr an die große Liebe. »Unsere Gefühle haben nicht mehr gereicht«, lese ich in der E-Mail eines Paares, das sich nach nur wenigen Jahren einer äußerlich intakten Ehe getrennt hat. Das will mir nicht in den Kopf. Haben die regelmäßig den Wasserstand ihrer Gefühle füreinander gemessen (»Diesmal bekommst Du aber eine ›Gerade noch ausreichend‹: 4–)?

Bei der Hochzeit hatte sich das Brautpaar das »Hohelied der Liebe« aus dem Korintherbrief gewünscht: »*Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engeln redete, hätte aber die Liebe nicht …*« (1 Kor 13,1). Die kleine Schwester der Braut hatte damals den Text vorgelesen. Alle waren ergriffen: »*Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig … Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand*« (1 Kor 13,4.7). Und nun dieser Scherbenhaufen der Gefühle – alles zusammengebrochen; nichts hielt stand! Ist Liebe vielleicht doch nur ein flüchtiges Gefühl, das kommt und geht und uns zeitweise vorgaukelt, wir seien im Himmel? »*Die Liebe*«, hatte die Kleine andererseits vorgelesen, »*hört niemals auf*« (1 Kor 13,8).

Die Menschen und die Bibel – passen sie einfach nicht zusammen? Sollten wir die hehre Liebe aus der Bibel nicht einfach ein Stück relativieren, sie auf menschliches Maß zurückschneiden? Liebe – ja, aber realistisch bitte! Ein bisschen Liebe; Liebe, solange es gut geht; Liebe mit Verfallsdatum; Liebe mit Einschränkungen; Liebe unter Beachtung des Kleingedruckten; Liebe mit vertraglicher Absicherung?

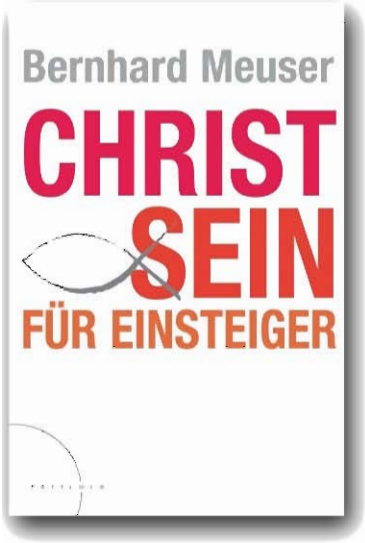
Benedikt hat das apodiktische Tool »Von der Liebe nicht lassen« keineswegs unbedacht in sein Regelwerk für Mönche aufgenommen. Nicht nur in Ehen und Partnerschaften ist Liebe alles. Seit es das Mönchtum im Christentum gab, bezog man den Vorwurf in der Geheimen Offenbarung an die Gemeinde von Ephesus: »*Ich werfe dir aber vor, dass du deine erste Liebe verlassen hast*« (Offb 2,4), mit Nachdruck auf die Mönchsgemeinde.



Wo nicht Liebe der Treiber ist, wird die »Möncherei« (Luther) hart und bitter, ein geistloses Befolgen von Rubriken, eine sinnleere Quälerei. Trotzdem lag es Benedikt wohl fern, seinen Mönchen ein appellatives »Reißt euch zusammen, Leute!« an die Hand zu geben. Er wollte sie an Jesus erinnern, an die Art, wie er liebte, und an den Begriff von Liebe, der durch ihn in die Welt kam.

Im Evangelium des Johannes gibt es eine faszinierende Stelle, in der einmal explizit die Rede von der Art ist, wie Jesus liebte. Sie lautet: *»Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung«* (Joh 13,1). Johannes leitet damit eine bestimmte Szene ein, von der gleich die Rede sein wird; er holt vorher aus, als wollte er sagen: Seht euch das an – hier ist Liebe in Perfektion; hier seht ihr das Meisterstück in Sachen Liebe! Und was erwartet uns nun? Hat Jesus eine gefühlvolle Rede gehalten? Hat er seine Freunde umarmt, sie in Tränen beschworen, sie geküsst? Nichts von alledem. Die Szene bei Johannes ist dunkel timbriert: Verrat steht im Raum, Gefahr liegt in der Luft. Mit Jesus und seinen Jüngern geht es dem Ende zu. Es ist Abend, vielleicht einer der letzten. Man will noch einmal gemeinsam essen. Das Kartenhaus der Hoffnungen wird zusammenbrechen. Die realen Mächte in Jerusalem werden dem kleinen Frühling des galiläischen Spinners ein gewaltsames Ende bereiten. Das alles ist absehbar. In dieser Situation macht der Rabbi mit den Fischern und Bauern, die er hinter sich hergelockt hat, etwas vollkommen Verrücktes: *»Jesus … stand vom Mahl auf, legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch. Dann goss er Wasser in eine Schüssel und begann, den Jüngern die Füße zu waschen und mit dem Leinentuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war«* (Joh 13, 3–5). Das ist es also, was uns Johannes zeigen möchte, um die vollkommene Liebe zu demonstrieren.

Gehen wir tiefer in die Szene! Ein »Meister«, zu dessen Status es gehört, dass er bedient wird, verrichtet den niedrigsten Sklavendienst, und das ohne Not. Für uns klingt die Stelle bei Johannes so selbstverständlich, so clean. Doch stelle man sich einmal die Straßen im damaligen Jerusalem vor: Es gab keine Kanalisation; Unrat und Fäkalien wurden einfach auf der Straße entsorgt; Federvieh und Schweine suhlten sich im Dreck. Entsprechend sahen auch die Füße der Jünger aus, die sich barfuß oder mit Sandalen durch die stinkende Suhle in den Abendmahlssaal begeben hatten. Vor dem Essen wusch man sich tunlichst die Füße – oder man ließ sie waschen. Ausgerechnet diesen Dienst übernahm nun Jesus. Zu deutsch: Er wusch ihnen die Scheiße von den Füßen. Für die Antike, in der es nur oben und unten, nur Herr oder Diener gab, muss die Selbsterniedrigung des Meisters ungefähr so shocking gewesen sein wie die öffentlichen Schamlosigkeiten der grie-

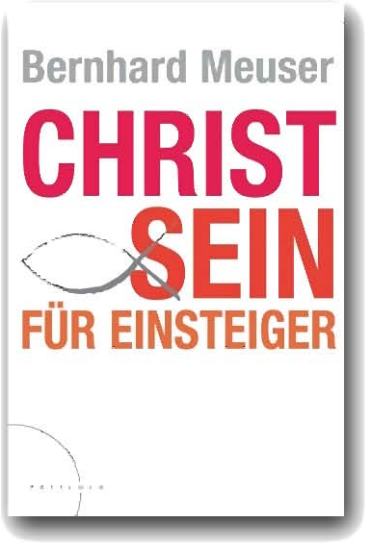


chischen Kyniker. So etwas machte man nicht. Dienen erniedrigte. Bedient werden machte zum Herrn. Verständlich, dass Petrus gegen den aberwitzigen Stilbruch protestierte: *»Niemals sollst du mir die Füße waschen!«* (Joh 13,8a). Aber Jesus ließ nicht locker: *»Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir«* (Joh 13,8b). Also ließ es Petrus zu. Er liebte seinen Meister doch. *»Und wenn alle Anstoß an dir nehmen – ich niemals!«* (Mt 26,33), das war so einer der Sätze dieses Mannes.

Mit der Liebe des Petrus war es nicht ganz weit her. Nach dem Mahl begab sich Jesus mit den Jüngern in einen Garten am Ölberg. Während Jesus Todesangst hat, schlief Petrus – wie die anderen. *»Konntet ihr nicht einmal eine Stunde mit mir wachen?«* (Mt 26,40), fragte sie Jesus mit spürbarer Enttäuschung. Petrus wird rote Ohren bekommen haben. Als später in der Nacht die Häscher kamen, war es zwar Petrus (Joh 18,10), der Jesus mit dem Schwert und unter Einsatz seines Lebens verteidigen wollte. Aber schon während Jesus drinnen im hohepriesterlichen Palast verhört und misshandelt wurde, druckste draußen Petrus auf Nachfrage herum: *»Ich kenne den Menschen nicht!«* (Mt 26,72). Die Liebe war wohl nicht stark genug. Auch Petrus hätte bilanzieren können: »Meine Gefühle haben nicht gereicht.«

Wir haben von der Liebe eine kitschige Vorstellung. Sie soll uns glücklich machen, uns herzerwärmende Gefühle der Freundschaft und Schmetterlinge im Bauch bescheren. Liebe soll uns immer in einen Himmel bringen, in dem tausend Geigen spielen. Das alles kann passieren, es gehört unteilbar zu diesem großen Wort dazu. Die Liebe ist so weit wie das Leben. Vielleicht aber ist sie eines Tages gefordert als Treue in einer schwierigen Beziehung, als Verlässlichkeit in der Verlassenheit von allen, als Opfer des Lebens in der Not. Liebst du – oder liebst du nicht? Immer, wenn man der Liebe den kleinen Finger gibt, will sie die ganze Hand. Ganz oder gar nicht, ist ihre Devise. Die Liebe ist absolut – und wir fragen, wie wir sie zu einem beherrschbaren Sektor (Abteilung Herz) machen können und ob wir dabei auf unsere Kosten kommen.

Ich kenne eine Frau, die ein Wunder an Liebe ist. Ich weiß nicht, warum das so ist: weil sie die Liebe verstanden hat oder weil sie gläubig ist (vielleicht ist beides ja auch dasselbe). Seit zehn Jahren pflegt sie ihren bettlägerigen, schwerstkranken Mann, wäscht ihn, rasiert ihn, schiebt ihm täglich die Bettpfanne unter und wischt ihm den Hintern ab. Geld wäre da für ein Pflegeheim. Der Mann hat sie mehrfach gebeten, ihn in einem guten Haus unterzubringen. Die Frau will nicht. Seit zehn Jahren hat sie keinen Urlaub gemacht und sie wird vielleicht die nächsten zehn Jahre keinen Urlaub machen. Die Frau, die ihren Mann liebt, hat ihm einen Blankoscheck ausgestellt, bei dem sie nicht wusste, ob sie auf ihre Kosten kommt.

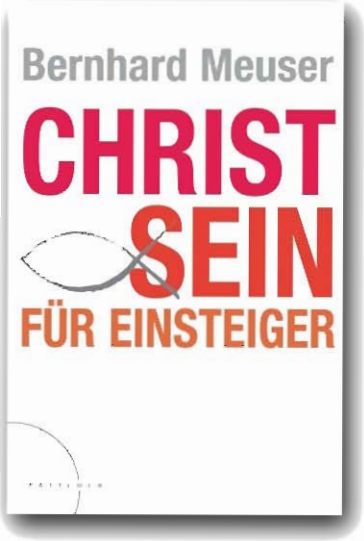


Die beiden haben gute Tage gesehen. Nun löst sie den Scheck auch in bösen Tagen ein. Man muss es gesehen haben, wie der Mann immer wieder versucht, die liebevollen Dienste seiner Frau abzuwehren – er könne das doch selber machen, das Waschen (er kann es definitiv nicht), oder man könne dafür jemand anstellen ... Die Frau lächelt nur. Ich denke dann an das Wort Jesu zu Petrus: *»Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir«* (Joh 13,8b). Dann lässt du nicht zu, dass ich dich liebe.

Bringen wir es auf den Punkt: Erstens: Unsere Liebe reicht nicht weit. Wer sich auf menschliche Gefühle und eigene Kraft verlässt, ist verlassen. Zweitens: Trotzdem gilt: Wer die Liebe verrät, zerstört das Ganze. Ohne Liebe geht gar nichts. Die Liebe ist alles. Drittens: Es gibt absolute Liebe. Es ist die Liebe Gottes, die bis zum Kreuz für uns ging. Liebe ist eine göttliche Tugend, keine menschliche. Sie ist eine längst erbrachte Vorleistung Gottes. Viertens: Liebe nach der göttlichen Art Jesu ist: sich der Sonne von Gottes Liebe aussetzen, ist Zulassen von Liebe, ist grenzenloses Vertrauen in die richtige Instanz. *»Nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat«* (1 Joh 4,10).

Darum musste Jesus Petrus und uns allen die Füße waschen. Wir sollten sehen, dass der Gott Jesu einer ist, der aus Liebe zu uns gewissermaßen im Staub vor uns liegt. Liebe macht das Letzte und Verrückteste – auch göttliche Liebe. In Jesus zeigt sich Gott als einer, der sagt: Darf ich dir den Dreck von den Füßen (und der Seele) waschen? Das ist die eigentliche Revolution in der Geschichte der Gottesbilder. Darum musste Petrus (und muss ich) durch seine (und meine) kläglich scheiternden Versuche, ein Liebender zu sein, hindurch, um zu verstehen, dass Liebe nicht aus unseren eigenen Ressourcen aufspringt, dass sie uns vielmehr von Gott her begegnet. Liebe ist: Was Gott an uns tut. Da Petrus sah, dass Jesus sterben würde, meinte er, die Liebe würde sterben, sie sei schwächer als die Verhältnisse. Da meinte auch er, Abstriche an seiner Liebe machen zu können. Er wollte nur ein bisschen an sich denken, ein bisschen danach sehen, wo er blieb und wie er im einstürzenden System auf seine Kosten kam. Petrus verstand nicht, dass Jesus aus Liebe für ihn und um ihn zu erlösen starb. Er wusste nicht, dass es sich rentiert hätte, den Weg der Liebe und Treue bis zum Ende zu gehen. Er wusste nicht, dass die Liebe überleben würde. Er ahnte nichts von der Auferstehung.

»Von der Liebe nicht lassen« – was wäre ein besserer Kommentar zu diesem Tool als das Leben der Agnes Gonxha Bojaxhiu, die man seit 1948, als sie den blaugeränderten Sari der Toilettenputzerinnen-Kaste anlegte, nur noch »Mother« rief – Mother Teresa. Ihre Liebe ist nicht aus ihrem Heroismus



zu erklären. Es war eine rein re-aktive Liebe, Liebe, die sich täglich ihre Kraft aus der morgendlichen Anbetung Jesu holte. Von Mutter Teresa stammt das berühmte Wort vom »Lieben, bis es weh tut«. Sie hat es in Oslo geprägt, damals im Jahr 1978, als man ihr den Friedensnobelpreis verlieh. Da sagte sie: *»Ich vergesse nie ein kleines Kind, einen Hindujungen von vier Jahren. Er hatte irgendwie gehört: ›Mutter Teresa hat keinen Zucker für ihre Kinder.‹ Er ging nach Hause zu seinen Eltern und sagte: ›Ich will drei Tage lang keinen Zucker essen, ich schenke ihn Mutter Teresa.‹ Nach drei Tagen mussten seine Eltern ihn zu mir bringen, und er schenkte mir ein kleines Gläschen Zucker. Wie sehr liebte das kleine Kind! Es liebte, bis es weh tat. Vergessen Sie nicht, dass es viele Kinder, viele Frauen, viele Männer auf dieser Welt gibt, die das nicht haben, was Sie haben, und denken Sie daran, dass Sie auch die lieben, bis es weh tut.«*

Mutter Teresa, wie der kleine Hindujunge, wie die Frau, die ihren kranken Mann pflegt, wie Petrus, der in Rom gekreuzigt wurde, wie Maximilian Kolbe und Janusz Korczak, die in Auschwitz für andere in den Tod gingen, wie Millionen andere, die so viel Liebe besaßen, dass sie nicht auf ihre Kosten kamen – sie alle haben geliebt, bis es weh tat. Und sie alle hatten das Wesen der Liebe verstanden: *»Wir wollen lieben, weil er uns zuerst geliebt hat«* (1 Joh 4,19).

- Arbeiten Sie täglich mit Langmut an Ihrer Liebe und geben Sie die Hoffnung auf sie nicht auf!
- Geben Sie den »Input« der kleinen Zeichen und fragen Sie nicht, was von den (dem) anderen zurückkommt und was Sie davon haben!
- Lesen Sie den Ersten Johannesbrief unter dem Aspekt: »Wie liebt Gott?«!

Bernhard Meuser

Christ sein für Einsteiger

Die Zahl der Neuerscheinungen zu religiösen Themen hat in den letzten Jahren zugenommen. Natürlich sind dies lange nicht nur erhellende oder für die Kirchen und Religionsgemeinschaften erfreuliche Titel. Und die Zahl der Bildbände und anderer Folkloretitel befriedigt ein offensichtliches Interesse an Wärme, Trost und Mut. Was bei dieser Entwicklung noch fehlt, sind einerseits neue Autoren, die sich mit einem anderen Blickwinkel und einer neuen Schreibe der Thematik widmen. Andererseits stellen viele Bücher nur die dunklen Kapitel der Kirchengeschichte oder nur den „guten Gott" in den Mittelpunkt.

Dieser Einseitigkeit erliegt Bernhard Meuser, Theologe und Publizist, in seinem Buch „Christ sein für Einsteiger" in keiner Zeile. Seine Überlegungen gehen von der Frage des Lesers aus: Wie wäre es, wenn ich wirklich Christ sein wollte? Der im Titel angesprochene „Einsteiger", so merkt man bei der Lektüre schnell, kann dabei sowohl ein wirklicher Neueinsteiger von außen sein, ebenso aber auch ein bereits Getaufter, der vielleicht wirklich Ernst machen will mit seinem Glauben, oder auch ein Wiedereinsteiger, der zum Glauben und zur Kirche zurückfinden will.

- 16,95 €
- 304 S., 12 x 20 cm, geb. (Pattloch, 2007)
- 3-629-02129-8